

Georg Fields Reise und ihre Folgen.

Novelle, dem Englischen nach erzählt von J. Waltern.

(Fortsetzung.)

Der Vikar machte geduldig den vorgeschriebenen Weg und fand eine übelaussehende Frau in der Hütte, mit einem kleinen Kinde beschäftigt; sie sagte, sie sei die Mutter des Mädchens, welche soeben ihrem Vater den Bierkrug bringen sollte.

Mr. Devorthy verlor keine Zeit mit Präliminarien, er setzte sich auf einen alten Schemel, nahm seinen Sonnenschirm zwischen die Knie und begann die Frau zu inquiriren.

„Sie sind es, die die häuslichen Geschäfte von Mr. Foy und dessen Schwester besorgt hat; was wissen Sie von den Beuten?“

„Beinahe nichts, als daß sie mich ordentlich bezahlten und die Dame sehr gut zu mir war. Bitte, Sir, fragen Sie mich, was Sie wissen wollen, da wird mir vielleicht noch Anderes einfallen.“

„Lebten die Beiden als Bruder und Schwester recht glücklich zusammen?“

Die Frau wurde etwas verlegen, sie nahm ihr Kleines von einem auf den andern Arm und sagte leise: „Nein, sie zankten öfters miteinander, d. h. ich habe den Herrn sehr selten zu Hause gesehen, er war meistens nach Manchester, wenn ich des Morgens bei ihnen eintraf. Ich merkte aber, daß die arme junge Dame nicht glücklich war, sie weinte oft, und die nächsten Nachbarn der Rosen-Billa haben im Sommer, wo die Fenster offen standen, viel heftige Reden gehört.“

„War die Dame lange krank?“

„Räum einen Monat, Sir.“

„Was hat ihr denn gefehlt?“

„Ich vermag es nicht zu sagen“, entgegnete die Frau, „sie klagte über ihren Magen, vermochte kaum etwas zu essen, bekam später furchtbare Halschmerzen und wurde so matt, daß sie kaum aus dem Bette konnte, ich dachte mir, dies käme vielleicht von dem vielen Kummer, welchen sie erduldet.“

„War der Bruder hart mit ihr?“

„Nein, Sir, nicht während der Krankheit, aber er kam immer sehr spät nach Hause, stets mit dem letzten Zuge, und das kränkte sie. Nicht, daß er zu viel getrunken hätte, Sir, er war der mäßigste junge Mann, den ich je gesehen, aber sie war eifersüchtig von Natur, und der Gedanke, daß er sich mit anderen Beuten vergnüge, war mehr als sie ertragen konnte!“

„Aber dachten Sie nie daran, daß eine Schwester doch selten so eifersüchtig auf ihren Bruder sein wird?“

„Nun, es giebt allerlei Menschen in der Welt, Sir, und so war auch das Fräulein anders als viele Schwestern. Als ich ihr einmal Trost zusprach und sagte, wie das viele Weinen ihrer Gesundheit schädlich sei, da meinte sie, daß sie sonst Niemand als diesen Bruder auf der Welt besitze und nicht ohne ihn leben könne, und dann rollten die Thränen wieder über die mageren bleichen Wangen, und das Herz that mir wehe, sie so traurig zu sehen. Ich konnte mit ihr fühlen, Herr, denn ich weiß wie unglücklich ich bin, wenn mein Mann einmal länger als sonst im silbernen Hirsch bleibt.“

„Aber das ist ja ganz etwas Anderes, liebe Frau; eine Ehefrau hat das Recht ihrem Manne auf die Finger zu sehen, aber eine Schwester hat das nicht. Nun erzählen Sie mir noch von der Abreise der Beiden, ich interessire mich für das arme Mädchen und vielleicht kann ich ihr noch nützlich sein; wann reisten sie ab?“

„Er ging zuerst, um ihr einen Aufenthalt an der See auszusuchen, es ist ziemlich weit von Manchester entfernt, den Namen des Ortes habe ich vergessen. Er war wirklich sehr freundlich mit ihr, so lange sie krank war; das hat sie mir selbst erzählt. „Gaston war noch niemals so lieb zu mir, wie gegenwärtig“, sagte sie, „und er glaubt, daß ich die hiesige Luft nicht vertragen kann, und manchmal denke ich es selbst, denn ich war früher noch niemals krank gewesen.“

„Von welcher Art war die Dame, glich sie ihrem Bruder?“

„Nicht im Geringsten, Sir. Sie war wirklich ein sehr hübsches Mädchen, als sie hier ankam, und als sie fortreiste, sah sie so bleich und hager wie eine alte Frau aus. Sie hatte hellbraunes Haar und leuchtende blaue Augen und eine zierliche aber volle Figur, ehe ihre Gesundheit sich so verschlechterte.“

„Wie war es an dem Tage der Abreise?“ fragte der Vikar.

„Sie reisten nicht am Tage, sondern des Abends fort, Sir, und müssen spät in Manchester angekommen sein; des anderen Morgens wollten sie nach dem Seeplatz gehen, und ich sagte gleich, daß es keine gute Reisezeit für eine kranke Dame wäre, zumal in diesem Winter. Aber der arme, junge Mann meinte, er könne nicht anders, da er den anderen Nachmittag wieder in seinem Handlungshause sein müsse.“

„Sie wird doch hoffentlich warm gekleidet gewesen sein?“

„Gewiß, sie hatte einen warmen schottischen Plaidshawl an, den er ihr den Winter zuvor gekauft.“

„Weiß und schwarz?“ fragte der Vikar.

„Weiß und schwarz“, bejahte die Frau erstaunt, „man sollte denken, Sie hätten sie gesehen, Sir.“

„Ich sagte Ihnen schon, daß mich die junge Dame nahe angeht, gute Frau“, entgegnete Devorthy. Er zog dann sein Notizbuch heraus, schrieb sich Tag und Stunde der Abreise auf, und ersuhr noch auf seine Nachfrage, daß sie die Rosen-Billa in dem einzigen Cab verlassen hätten, das zwischen Parminter und der nächsten Station existire. Der Kutscher konnte geholt werden, aber Mr. Devorthy wollte das nicht. Der Geistliche belohnte die Auskunft, die er erhalten, mit einer Krone, ließ dann noch eine solche für das kleine Mädchen zurück und ging tapferen Schrittes zur Station, welche eine halbe Meile von dem Dorf entfernt war. Er war so glücklich, noch vor Abgang des Zuges hinzukommen und fuhr mit demselben nach Manchester, wo er gegen drei Uhr ankam.

Er nahm eine Droschke und fuhr zu dem Anwalt, dem er Alles erzählte.

„Auf mein Wort, Sie sind ein vortrefflicher Detektive“, rief der Jurist, „kein Polizeimann hätte mit mehr Umsicht handeln können!“

„Ich will es als ein Kompliment nehmen“, sagte der Geistliche, „doch jetzt kommt an Sie die Reihe, lieber Freund, Sie müssen in der nächsten Minute nach Milledale gehen und vom Richter eine Untersuchung der Leiche begehren. Der alte Esel von Wundarzt sagte, es sei nicht nöthig, da sie allein durch zu vielen Gebrauch von Laudanum gestorben sei. Ich aber möchte darauf schwören, daß das arme Geschöpf durch Arsenik getödtet wurde, von welchem sie täglich eine Dosis erhielt; das Laudanum hat sie nur zuletzt erhalten, um ihr Ende zu beschleunigen.“

Der Anwalt sah die Gültigkeit dieser Gründe ein und blühte in sein Eisenbahncourssbuch. „Ich kann um 4 Uhr 30 Min. abfahren“, meinte er, „was gedenken Sie in dieser Zeit zu thun?“

„Ich werde zu des muthmaßlichen Mörders künftigen Schwiegervater gehen“, entgegnete der Vikar, „und einen Aufschub der Heirath bewerkstelligen.“

„Aber welchen Beweggrund mochte Foy gehabt haben, seine Schwester zu tödten?“ überlegte der Jurist.

„Ich denke, daß die junge Person nicht seine Schwester, sondern seine Frau oder Geliebte war, die er vor seiner Heirath noch aus der Welt schaffen wollte. Obwohl sie dort höchst abgelegen wohnte, so hatte man doch bemerkt, daß die junge Frau eifersüchtig war, und daß es Scenen gegeben. Glauben Sie meiner Ahnung, mein Freund, die arme junge Person war seine Frau und genirte ihn bei seinen Plänen auf die Tochter seines Herrn, der sehr reich ist. Bitte, schicken Sie auch einen Ihrer Schreiber zu den verschiedenen Geistlichen, und machen Sie, wenn auch nur für einige Stunden, Einsprache in diese Heirath, denn ich traue diesem Mr. Foy auch einen Gewaltschritt zu. Sollte der Vater Einspruch thun, so wäre er im Stande, das Mädchen zu einer heimlichen Trauung zu bereben.“

„Sie sind wirklich ein Polizei-Genie“, rief der Anwalt bewundernd aus.

„Die Sache ist die, daß ich den Gefangenen wie einen Sohn liebe. Doch jetzt müssen wir Beide an's Werk. Vergessen Sie den Aufschub der Heirath nicht.“

Nach einem kräftigen Händedruck trennten sich die Männer, und der Anwalt befahl, ihm den ersten Schreiber zu senden und in einer Viertelstunde ein Cab an die Thür zu beordern.

V.

An Mr. Foy's hochzeitlichem Himmel zeigen sich trübe Wolken.

Mr. Levorthy richtete seine Schritte nach dem Handlungshaus Bibble und Umbleton, und frug ob Mr. Umbleton in seinem Comptoir sei. Nein, der Herr hatte sich vor einer Stunde in seine eigene Wohnung begeben, die sich in Tolkington befand.

Es fand sich sehr glücklich für den wackern Vikar, daß Tolkington-Parl. wo viele der reichen Manchester Handelsleute ihre Villen besaßen, nicht zu weit entfernt war. Er wählte ein Cab, dessen munteres Pferd ein schnelles Vorwärtskommen versprach, und so befand er sich in weniger als einer halben Stunde an seinem Ziele. Die Villa des Mr. Umbleton, „Berg Libanon“ genannt, vermuthlich weil der Grund, auf welchem sie stand, so flach wie ein Pfannkuchen war und viele Meilen in der Runde keine Ceder gefunden werden konnte, war ein viereckiges, großes Haus mit breiten Fenstern, breiter Treppe mit einer schweren eisernen Rampe geziert, kurz es hatte ganz das Aussehen eines behäbigen Besitzes.

Die Halle war getäfelt, das Gesellschaftszimmer sehr elegant, es trug einen beinahe peinlichen Stempel der Neuheit. Mr. Levorthy ließ sich hier nieder und wartete auf den Hausherrn, während in dem benachbarten Zimmer eine junge Dame ihre Gesangsstunden machte.

„Ich wette, daß dies die Braut ist, deren Hochzeit ich so unhöflich unterbrechen muß“, dachte der Vikar; „armes Kind!“

Deutlich sah Mr. Umbleton, rosig, und doch majestätisch und selbstbewußt, „Ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sir“, begann er freundlich, „ich habe schon lange von Ihnen gehört.“

„Ganz Manchester kennt mich“, sagte der Vikar scherzend, „ich habe mich heute wieder davon überzeugt; indessen will ich nicht behaupten, daß es nur Freunde sind, die ich habe; ich habe eine tüchtige Schaar Feinde, wie das im Kampfe des Lebens nun doch einmal vorkommt. Recht sehr leid würde es mir aber thun, Mr. Umbleton, wenn das, was ich Ihnen zu sagen gezwungen bin, Sie auch zu einem solchen machen würde, denn ich komme in einer unangenehmen Sache.“

Der Kaufherr sah etwas ängstlich auf, ihm ahnte etwas von

einem schlechten Schuldner, für den der Pfarrer um Schonung bitten wollte.

„Ist es eine Geschäftsangelegenheit?“ fragte er.

„Durchaus nicht, es betrifft Ihre Familie.“

„D“, sagte der Andere sichtbar erleichtert, „da ist die Sache nicht so wichtig.“

„Sie wollen Ihre Tochter morgen verheirathen, Mr. Umbleton?“

„So ist es.“

„Mit einem Ihrer Comptoiristen Mr. Foy?“

„Ja, mein Herr, es ist am Ende nicht das erste Mal, daß ein braver und talentvoller junger Mann die Tochter seines Herrn heirathet, wenn es auch im gewöhnlichen Leben kein häufiger Fall ist.“

„Weider bin ich hier, um dieses Heirathsprojekt zu zerstören.“

„Aus welchem Grunde, Sir?“

„Ghe ich Ihnen dieses mittheile, müssen Sie mir fest versprechen, daß Sie das, was ich Ihnen über Mr. Foy sage, Niemanden mittheilen. Er könnte gewarnt werden.“

Mr. Umbleton zögerte.

„Als Vater müssen Sie dieses Geheimniß kennen lernen, Sir.“

Mr. Umbleton gab das verlangte Versprechen. Der Vikar begann nun seine Erzählung, von dem Ereigniß auf der Bahn an bis zu dem, was er in Parminster über Foy gehört hatte.

„Wußten Sie, Mr. Umbleton, daß Foy eine Schwester hatte?“

„Niemand sprach er von einer solchen.“

„Das ist doch für Ihren künftigen Schwiegersohn etwas auffallend.“

Mr. Umbleton starrte vor sich hin, als ob er eine solche Sache selbst nicht begreifen könne. Er schüttelte den Kopf und schien ganz konfus zu sein.

„Das ist aber doch eine entsefliche Vermuthung, welche Sie da aussprechen, Sir, wenn Sie sagen die junge Person sei vergiftet worden. Ich bin da wirklich in einer höchst unangenehmen Lage. Alle Einrichtungen zur morgenden Feier sind getroffen, die Gäste eingeladen, alle aus den ersten Familien der Stadt. Meine Frau und meine Töchter haben die beste Meinung von Mr. Foy — ich möchte beinahe sagen, daß sie alle in ihn verliebt sind. Seine Ausführung der Geschäfte ist vorzüglich. Nein, ich kann es nicht glauben, hier muß wirklich ein Mißverständniß herrschen!“

„Ich holte mir Foy's Adresse in Ihrem eigenen Geschäfts-Comptoir, und nach dieser Adresse erhielt ich in Parminster die Nachricht von einer Ihnen gänzlich unbekanntem Schwester. Finden Sie daß dieser Fall gutes Zeugniß für Ihren künftigen Schwiegersohn giebt?“

„Vielleicht hatte er beklagenswerthe Gründe, nicht von der Existenz dieser Schwester zu sprechen, vielleicht ist ihr Geist gestört; aber die Idee, daß sie vergiftet sein soll, ist wirklich absurd.“

„Und Sie sind entschlossen, diesem jungen Manne morgen Ihre Tochter zu geben?“

„Ja, was soll ich Anderes thun? Ich habe mich nie um Klatsch und böse Zungen bekümmert. Zwar ist es wahr, daß ich überrumpelt wurde, denn meine Tochter kann höher streben, darum aber die Heirath aufzuheben, wäre —“

„Klug, Mr. Umbleton. Ueberlegen Sie sich die Sache, die ich Ihnen eben vorgetragen. Wenn Mr. Foy nicht der Mann ist, welcher dies sterbende Mädchen zur Eisenbahn brachte, wenn seine Schwester, oder das Mädchen, das als solche galt, nicht todt in Milledale liegt, so will ich Ihnen und dem jungen Mann die demüthigste Abbitte thun. — Ich wollte Ihre Tochter und Ihr Haus vor Kummer und Sorgen schützen, vergessen Sie nicht, daß Sie gewarnt worden sind. Wenn Foy der Mann ist, den ich suche, so wird ihn die Polizei morgen auf dem Wege zur Kirche arretilren. Und nun Guten Abend, mein Herr, ich habe Ihnen die Thatsache mitgetheilt, für Diskussionen habe ich keine Zeit.“

(Schluß folgt.)

Neuestes über unsere deutschen Heroen der Dichtkunst.

Julius Braun, der Herausgeber des demnächst unter dem Titel „Kritiken der Zeitgenossen Göthes und Schillers über deren Schöpfungen“ erscheinenden Werkes theilte der „B. B. Stg.“ einige Lessingiana mit, die zum Theil von großem Interesse sind. Lessing starb bekanntlich zu Braunschweig am 15. Februar 1781.

Die erste gedruckte Notiz über Lessings Tod finden wir in der „Braunschweiger Zeitung vom 19. Februar des Jahres. Sie lautet: „Die Wissenschaften können nur selten einen so großen Verlust leiden, als derjenige ist, den wir unseren Lesern leider anzeigen müssen. Lessing, in mehr als einer Gattung von Kenntnissen der Erste, in andern nur von einem Heyne und wenig andern nachgefeiert, der Verfasser des Laokoon, der Briefe

antiquarischen Inhalts, der theatralischen Bibliothek und der Dramaturgie, der Miß Sara Sampson, der Emilia Galotti und der Fabeln, ein Schriftsteller, der von seinen ersten Gedichten, den Kleinigkeiten, an, bis auf seine letzten Schriften, immer einerlei Beifall einerntete, der Führer seiner Nation auf Wegen, die sie noch nicht beschritten hatte, dessen feines Gefühl der Schönheit von der ausbreitetsten Gelehrsamkeit unterstützt wurde, der in jeder Wissenschaft orientirt war, sobald er sich ihr näherte, starb vorigen Donnerstag Abends den 15. ds. hier in Braunschweig. Sein Tod, ohngeachtet er nicht ganz unvermuthet war, ist desto schmerzhafter, da er der Welt in Jahren entrißen wird, wo der Ruhm anderer Gelehrten sich gewöhnlich erst zu gründen anfängt und in einem Zeitpunkt, wo der Eifer, womit er in seinen letzten Streitigkeiten die Wahrheit suchte, ihn gewiß zu derselben geführt haben würde." „Die Vossische Zeitung“ vom 20. Februar 1781 schreibt: Wolfenbüttel, den 15. Februar. Heute verlornicht Deutschland, sondern die Welt, einen der ersten, seltensten Geister, einen Mann, der an Genie, Gelehrsamkeit, philosophischem Scharfsinn, seit allen Jahrhunderten, wenig, und in Ansehung der Verbindung von allem, vielleicht keinen seines Gleichen hatte; einen Mann, dessen Verdienste um die Litteratur erst künftig das ausgeklärtere Deutschland öffentlich und würdig verehren wird: einen Lessing. Wer, der ihn kannte und nicht zu klein war, ihn zu bewundern, ist in dem ersten Schmerze fähig, mehr zu seinem Lobe zu sagen? Schande wäre es für Deutschland, wenn es bei dem unerfetzlichen Verlust eines so großen Mannes nicht wenigstens aber den Schmerz öffentlich zu erkennen gäbe, den das dankbare Frankreich bei dem Verluste eines Mannes äußerte, der nur Voltaire war. — Im Anschluß an diese Mahnung berichtet die „Vossische Zeitung“ vom 24. Februar 1781:

Heute wird die von Sr. Königl. Majestät in Preußen allergnädigst privilegirte Döbbelinische Gesellschaft aufführen: Emilia Galotti, ein Trauerspiel von Herrn Lessing.

Nachricht.

Die allgemeine Betrübniß eines jeden Deutschen, der die Verdienste eines Lessings kannte, der mit Recht der Stolz unserer Nation war, hat sich unseres ganzen Gefühls bemächtigt. Seine Urne verdient, daß man ihr, so viel der Raum unserer Bühne erlaubt, auch heute die letzten Ehrenbezeugungen, die aus der Fülle trauriger Herzen fließen, erweise. In dieser Absicht, die uns zur Pflicht geworden, wird heute Mademoiselle Döbbelin, nach vorhergegangener Trauermusik, eine feierliche Rede vor dem Stücke unseres unsterblichen Lessings halten.

Den Bericht über diese Vorstellung liefert die „Vossische Zeitung“ vom 28. Februar. Er lautet:

Berlin, den 27. Februar.

Die hiesige Döbbelinische Gesellschaft hat sich zur Pflicht gerechnet, ein öffentliches Zeugniß ihrer wehmüthigen und dankbaren Empfindungen bei dem Grabe des verdienstvollen Dichters, von welchem die Deutsche Schaubühne ihr Gesetzbuch und so viele Meisterstücke empfangen hat, am 24. Februar auf ihrem Schauplatz abzulegen. Sobald man an diesem feierlichen Abend den Vorhang aufgezogen hatte, war es für die überaus zahlreichen Zuschauer ein unermutheter beweglicher Anblick, das Theater in ein mit vielem Geschmack ausgezieres Castrum doloris verwandelt zu sehen, in dessen Mitte sich das Grabmal nebst dem Bildnisse des Dichters zeigte und wobei sich die sämtlichen Schauspieler und Schauspielerinnen in Trauerkleidern auf beiden Seiten in Ordnung gestellt hatten. Keiner von ihnen spielte hier eine gelehrte Rolle; alle drückten in ihren traurigen Mienen das wahre Gefühl ihrer Herzen aus. Eine Trauermusik nach der vortrefflichen Georg Wendischen Komposition unterbrach mit sanften Tönen die feierliche

Stille, worauf Mademoiselle Döbbelin vortrat, und eine poetische Rede so unnahhulich schön deklamirte, daß der bis zu Thränen gerührten Rednerin von vielen der anwesenden Schönen und selbst von männlichen Augen theilnehmende Thränen zurückgeweint wurden. Nach Erledigung der Rede wurde das Lessing'sche Trauerspiel Emilia Galotti aufgeführt, wobei die spielenden Personen abermals in Trauer erschienen, alle aber sich beiferten, durch die beste Ausführung ihrer Rolle zu zeigen, wie werth ihnen ein Dichter, wie Lessing, gewesen, und wie heilig ihnen die Arbeiten seines Geistes noch nach seinem Tode sein werden. Die Rede lautete also:

Den ihr bewundert, Er dessen Meisterhand
Emilien erschuf — der Leidenschaft mit Witz,
Geschmack mit Phantasie, wie keiner noch, verband:
Er, der voran an aller Deutschen Spitze
So ruhmvoll und so einzig stand:
Er ist nicht mehr! — Auf öffentlicher Scene,
Aus voller Brust dem Eblen hingeweint,
Sei unser's Dank's gerechte fromme Thräne
Mit Eurem Dank und Eurem Schmerz bereint! —
Wenn Er ein Deutscher nicht, wenn er ein Britte wäre;
Da nähme seinen Sarg die Gruft der Könige ein;
Da würd ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ewig Denkmal weihn.
D gdnnt dann Ihr des großen Mannes Wehe,
Daß jenen Lobkentzug, der sie gesammelt hat,
Die Deutsche Künstlerin, in Deutschlands erster Stadt,
Mit töchterlichen Thränen wasche —
Sie ist zu klein, Verdienst, wie so ein Geist erwarb,
Mehr, als bewundern zu empfinden;
Zu arm, mit Blumen nur die Urne zu umwinden,
Denn ach! — Sie welkten, da Er starb!

Auf Lessings Tod wurde eine Medaille geprägt.

Am 12. März 1781 finden wir hierüber in der „Vossischen Zeitung“ folgende Notiz:

Der hiesige geschickte königliche Medailleur, Herr Abramson, der sich bereits durch seine vortreffliche Sammlung von verschiedenen auf berühmte Gelehrte ausgeprägten Denkmünzen rühmlichst bekannt gemacht hat, ist jetzt beschäftigt, unserm unvergesslichen Lessing ein gleiches Denkmal durch eine Medaille zu stiften, welche zwei Loth fein Silber wiegen und zu drei Thaler verkauft werden soll. Auswärtige Gönner und Freunde werden gebeten, dieses Vorhaben durch Subscription zu befördern, wogegen Herr Abramson denen, welche zehn Subskribenten gesammelt haben werden, das erste Stück unentgeltlich zukommen lassen wird.

Herr Abramson hat sich jedoch in seiner Preisberechnung geirrt, denn er korrigirt sich im Annoncentheil der nächsten Nummer also: Im vorigen Stücke dieser Zeitung ist bei der Ankündigung der Abramson'schen Medaille auf Lessing ein Irrthum vorgefallen. Die Subskriptionsbeförderer können nur von 12 Stücken das 13. für ihre Mühewaltung gratis erhalten.

Die Beschreibung der Denkmünze selbst liefert die „Vossische Zeitung“ am 18. Mai 1781 in folgendem Artikel:

Die im 30. Stück dieser Zeitung angekündigte Schaumünze auf Lessings Tod ist nunmehr ans Licht getreten und so schön gerathen, wie man es von dem geschickten Griffel des hiesigen königl. Medailleurs, Herrn Abramson, erwarten konnte. Die Vorderseite derselben stellt das Bildniß, römisch gekleidet, vor, mit der Umschrift: Gotthold Ephraim Lessing, Natus MDCCXXIX, geboren 1729. Auf der Rückseite eine Urne, auf welcher eine unverlöschene Lampe steht. Zur Linken die Wahrheit in einer traurigen Stellung, auf eine umgestürzte Fackel sich stützend, zur Rechten die Natur mit verhülltem Haupte. Die Umschrift: Veritas amicum luget, aemulum Natura. d. i. Die Wahrheit betrauert einen Freund, die Natur einen Nachseiferer. Auf dem Piedestal liest man den Titel des Meisterstück Lessings: Nathan der Weise, und im Abschnitt: Denatus MDCCCLXXXI, gestorben 1781. Diese Medaille ist bei dem Verfertiger derselben und bei Fromery Sohn, das Stück zwei Loth fein Silber wiegend, für 3 Thlr. zu haben.

Carl Humann, der Pergamentier,

dieser schnell zu so großer Berühmtheit gelangte Entdecker und Ausgraber der Architektur- und Skulptur-Ueberreste des alten Pergamum, der glückliche Finder eines noch gar nicht zu übersehenden Schazes von antiken Kunstwerken aus der Altalidenzeit, hat schon wieder neue „Funde“ auf den Kluren Kleinasiens gemacht. Einem Privatbriefe, welchen Humann vor einiger Zeit an einen Freund in Hannover sandte, entnahm der „Hann. Cour.“ folgende

Mittheilungen: „Ehe ich nach Pergamum ging, machte ich eine Tour in das Sipulosgebirge hinter Magnesia, und da ich nun in solchen Dingen einmal Glück habe, entdeckte ich in einem Tage die lang gesuchte und schon vielfach anderweit vermuthete Stadt des Tantalus, den Felsen thron des Pelops und das Felsengrab des Tantalus. Alles ist schon gezeichnet und geht nächstens mit Beschreibung nach Berlin, wo es gedruckt

werden soll.“ Die Wichtigkeit dieser Notiz wurde in der Presse vielfach angezweifelt und als ein parodistischer Scherz bezeichnet. Diesen Zweifel vernichtete jedoch sofort Herr Professor Kiepert, und zwar in einer Zuschrift an die „National-Zeitung“, indem er die Nachricht als eine wirkliche und erfreuliche Thatsache bezeichnete. Selbstverständlich sei dabei nicht von einem historischen König Tantalus die Rede, sondern von dem Orte, an welchen alte Schriftsteller die Burg des sagenhaften Königs verlegten. Herr Humann hatte während seiner letzten Anwesenheit in Berlin seinen diese Frage berührenden Vermuthungen und Hoffnungen vielfach Ausdruck gegeben und dieselben sogar bereits durch sorgsam ausgearbeitete Pläne unterstützt. Auch in dem großen Kollektivwerke über die Ausgrabungen in Pergamum und ihre Ergebnisse, welche Alle an diesen Grabungen theilhaftigen Herren vereint vor einigen Wochen in der Museums-Zeitschrift erscheinen ließen, äußert Humann seine diesbezüglichen Hoffnungen mit folgenden Worten: „Fünf bis sechs Stunden von Smyrna hat noch Niemand die Höhen des Sipylos durchsucht und doch könnte man dort Tantalus Stadt finden. Noch ist kein Gelehrter den vielen Spuren des Cybele-Dienstes nachgegangen, die sich am Sipylos, am Olymp zwischen Smyrna und Nymphio und weiterhin im Imolus finden — von Lokalstudien in weiterer Ferne gar nicht zu reden! Warum sollte nicht wenigstens Vorder-Kleinasien mit seinen vielen und leichten Verbindungen in Wälder so durchforscht werden wie Griechenland?“ Tantalus, die Stadt des Tantalus, lag am Gebirge Sipylos und wurde durch ein Erdbeben zerstört und an ihrer Stelle entstand nach Angabe des Plinius der Sumpf Sale. Bis jetzt hatte man vergebens nach dem alten Tantalus und dem sogenannten Grabe des Tantalus geforscht. Erst Humann ist es jetzt gelungen, diese Stätte aufzufinden. Und was speziell das „Grab des Tantalus“ und den „Felsenthron des Pelops“ betrifft, so giebt eine Stelle bei Pausanias (Lib. V., 13, 4) darüber genauere Auskunft.

Inzwischen sind auch die Ausgrabungen in Pergamum seit der Rückkehr Humanns dorthin (seit 14. August) aufs Neue in Angriff genommen worden, und zwar mit erfreulichstem Erfolge. Es sind neue Theile des Altars aufgefunden worden und es steht eine weitere reiche Ausbeute in sicherer Aussicht. Unausgesetzt ist man mittlerweile in Berlin mit der Zusammensetzung der bisherigen Funde beschäftigt und dabei zu recht glücklichen Resultaten gelangt. Ganze weite Flächen des Altars hat man bereits zusammengefügt. Vorläufig werden im alten Museum Räume für die Aufbewahrung der Schätze frei gemacht. Ueber die künftige definitive Aufstellung der letzteren wird jedenfalls nicht früher beschlossen werden können, als man den vollen Umfang der Ausgrabungen übersehen kann. Karl Humann soll übrigens, wie das „Sundtbl.“ vernimmt, zum deutschen Consul in Smyrna ausersehen sein. Er wird als solcher ganz an seinem Plage sein, denn die ethnopolitischen Verhältnisse an der kleinasiatischen Küste sind vielleicht Niemand besser bekannt als ihm, und praktisches Geschick unter schwierigen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen hat er bereits bewiesen. Von jenen Kenntnissen aber hat er einen bedeutsamen Beweis neulich noch besonders durch einen Vortrag abgelegt, den er am 5. Juni d. J. in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde über die „Ethnologie Asiens“ hielt und der in einem der neuesten Hefte der Verhandlungen dieser Gesellschaft (welche bekanntlich herausgegeben von G. v. Boguslawski, bei Dietrich Reimer in Berlin erscheinen) soeben in seinem authentischen Wortlaute veröffentlicht wird. Dieser Aufsatz ist vornehmlich auch für eine thatsächliche Beurtheilung der „orientalischen Frage“ und die Stellung, welche zur sogenannten Lösung derselben das deutsche Reich einzunehmen hat, von außerordentlicher Bedeutung. Der Aufsatz läßt keinen Zweifel darüber, daß über kurz oder lang die Erbschaft des „kranken Mannes“, vornehmlich an der kleinasiatischen Küste, dem Königreich Griechenland zufallen muß. Humann ist kein Graekomane, er verschweigt nicht die großen Schattenseiten der Neu-Griechen, besonders uns Deutschen und zumal Protestanten gegenüber. Kirchlich sind sie konfessionell unduldsam und noch stark von Wunder-Aberglauben behaftet, ihre National-Eitelkeit aber grenzt, wie Humann berichtet, an den Wahnsinn eines Viktor Hugo: wie diesem Paris, ist ihnen Athen das „Centrum der Erde“. „Daß die ganze europäische Politik sich nur um Griechenland dreht, ist selbstverständlich; daß Griechenland sich vom deutschen Reiche Olympia ausgraben läßt, ist eine ganz besondere, dem deutschen Reiche von Griechenland bewiesene Ehre, und daß die Türken uns die Pergamenischen Funde geschenkt haben, war ein Verbrechen am

griechischen Geiste und unsererseits „ein Raub der Werke ihrer Väter!“ Andererseits besitzen die Griechen, sowohl die des Königreiches als die zahlreichen der noch unter türkischer Herrschaft befindlichen, ausgezeichnete Eigenschaften, welche sie unter einer starken und besonnenen Regierung — etwa einer der Regierung Viktor Emanuels und, wenn es sein kann, Cavours analogen — wie bei einigem Wohlwollen der europäischen Mächte wohl befähigen, in Klein-Asien, wenigstens dem westlichen Border-Klein-Asien, wenn nicht auch über Epirus und Macedonien hinaus die türkische Hinterlassenschaft anzutreten. Handel und Schifffahrt ist dort schon fast ganz in ihren Händen, in den Städten sind sie mit Vorliebe Nerzte, Advokaten und zumal Lehrer. Vor Allem nämlich ist ihnen eine außerordentliche pädagogische und literarische Regsamkeit nachzurühmen. Humann schreibt: „Ich kenne kaum einen Griechen, der des Lesens und Schreibens unkundig wäre, wenn er ein Mann unter dreißig Jahren ist. Es ist kein Dorf, wenn auch nur von zwanzig Hütten, wo nicht eine Schule wäre. Der Grieche mag geizig, geldsüchtig sein, für einen Groschen seinen Nächsten todtschlagen, aber für Kirche, Schule und Hospitälere scheidet er keine Kosten.“ Und gerade über Smyrna schreibt H. in dieser Rücksicht: „In Smyrna giebt es prächtige Schulen, Kirchen, Hospitäler und Waisenhäuser, ja sogar Findelhäuser, die alle aus Mitteln der Wohlthätigkeit erhalten werden. Daß dort kürzlich eine Kirche, bei der sehr viel kleine Leute ihr Geld verzinslich angelegt hatten, fallirte, ist unserem moralischen Gefühl zwar unbegreiflich, dagegen bringen die Griechen in Smyrna alle Jahre fast $\frac{1}{4}$ Million Thaler auf, um ihre Schulen, Gymnasien u. s. w. zu erhalten. Man kann fast berechnen, wie lange es noch dauern wird, daß das ganze Land, von der Küste des Marmara-Meeres bis nach Lycien, von Griechen bewohnt sein wird, bis die Türken ganz vertrieben sein werden.“ Dieses Urtheil führt H. dann noch durch viele interessante Beläge weiter aus. Er bereiste Vorder-Klein-Asien in einer Ausdehnung von etwa 30 Stunden. Ueber das rapide Vordringen der Griechen gerade hier aber giebt er uns noch manche zweifellos statistische Beläge. Wenn Vorder-Klein-Asien gegenwärtig annähernd $1\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner hat, so kommen davon auf die Türken noch etwa 600,000, hingegen auf die Griechen schon 400,000 — außerdem auf die Juden, ein Nomadenvolk, welches dem Muhamedanismus nur sehr äußerlich angehört, etwa 300,000, Juden 40,000, Armenier 60,000, Tschepe 40,000, Katholiken 15,000, Sigeuner, Araber, Bulgaren, Kroaten 10—15,000, Europäer 4—5000. Die Insel Mytilene hat 120,000 Einwohner, wovon 114,000 Griechen und nur 6000 Türken sind. Niwatyl, eine Stadt, welche in den zwanziger Revolutionsjahren völlig zerstört wurde, ist jetzt lediglich von 35,000 Griechen bewohnt. Dikeli, Pergamon's Hafen, das vor 15 Jahren ein Dorf mit 10 Hütten war, ist heute von 4000 Griechen bewohnt. Pergamon selbst hatte vor 30 Jahren 17,000 Einwohner, davon waren 15,000 Türken und 2000 waren Griechen, Armenier und Juden; heute wohnen hier 8000 Türken und 8000 Griechen. Die Insel Chios, wo die Türken während der griechischen Revolution alle Griechen umbrachten und in die Sklaverei verkauften, hat heute 60,000 Einwohner, davon sind nur 5000 Türken, die anderen sind Griechen und wenige Armenier und Juden. — Das sind Thatsachen, welche unwiderleglich dafür sprechen, daß die Zeit nahe ist, da in den dortigen Ländern, mit Aristoteles zu sprechen, „die Griechen über die Barbaren, nicht umgekehrt, herrschen“ werden. Barbaren sind aber im Ganzen die Türken und werden es durch ihre geistige wie moralische und materielle Verarmung von Tag zu Tag mehr. Vornehmlich auch ist ihr Familienleben, ihre Haremwirtschaft, obwohl unter dieser im Allgemeinen nur „die strenge Absonderung der Frauen“, welche den religiösen Satzungen zufolge nichts lernen und daher auch nicht im Stande sind, ihre Kinder zu erziehen, zu verstehen ist, barbarisch. Eine grauenvolle Schilderung giebt H. von dem durch den Koran und die Sitten wie Gesetze legalisirten Verbrechertum, welches naturwidrige Kinderlosigkeit, allenfalls französisches oder bairisches Dreifinder-System bezweckt und überall in der Türkei herrscht.